

(Nachdruck verboten.)

## 51] Das tägliche Brot.

Roman von C. Viebig.

„Sollt mer fehlen, noch amal Kindergeplärre,“ knurrte der Alte. „Ne, ne, Mine, nimm's Mädcl nur wieder mit nach Berlin.“ Und aus seiner anscheinenden Ruhe auf-fahrend, schrie er plötzlich: „Was meenste, war das 'n Spaß, als mer der Briefträger en versiegelten Brief bringt, wo drin geschrieben steht, ich soll mer gleich uf'n Amt in Schwerin melden. Ich denk wunder was: ich hab in der Lotterie ge-wonnen oder der Schwager in Berlin, der Resäcke, is ver-storben und hat uns was Ordentliches vermacht. Ich war so fidel, wie dazumal, als der Marge retur gekommen is von de Aushebung; der hätt uns scheene in der Ernte gefehlt! Und ich renne hin, was haste, was kannste; unsre junge Kuh wollt grad 's erste Mal kalben, aber ich laß allens in 'n Stuch — und denn weiter nisch, als das de Mine en Mädcl gekriegt hat, und daß se mer zum Vormund ernennen von Gerichts wegen! Meinswegen! Aber sonst geht mer der Balg nischte an. Hörste, er geht mer nischte an, rein gar nischte! Hörste, Mutter,“ schrie er seiner Frau zu, die das weinende Kind beschwichtigend im Arm wiegte, „leg 'n hin, uf der Stell, er geht der nischte an!“

Zitternd nahm Mine das Kind wieder an sich.

Und nun brüllte er die Tochter an: „Was stehste un Tuschte? Gab ich etwa nich recht? Er geht uns nischte an. Hast Du mer gefragt? So eens hat hier nischte zu suchen!“ Damit setzte er sich hart auf den Schemel, von dem er im Born aufgesprungen war, langte das Brot her und schnitt sich noch ein derbes Stück ab.

Große Stille im Zimmer.

Die Mutter wischte sich mit der Schürze ein paar ver-stohlene Tränen ab, die Geschwister standen eingeschüchtert. Keiner wagte ein Wort. Auch Mine nicht.

Langsam schritt sie zur Tür — was sollte sie noch hier? Als sie schon auf der Schwelle war, traf der Blick, den sie zurückwarf, die fremde Frauensperson, die jetzt vertraulich neben Marge lehnte. Wer war das?

Dann fiel die Tür hinter ihr ins Schloß; sie war draußen.

Die Kühle des dunklen Ziegelflurs strich wie mit kaltem Finger über ihr glühendes Gesicht. Aber sie kam noch nicht zu sich, sie war wie im Traum. Es konnte nicht sein, sie mußten sie wieder hereinrufen — sie war doch zu Hause!

In dem dunkelsten Winkel führte die Leiter hinauf zum Boden, da hatte sie sich oft als Kind versteckt; da kauerte sie auch heute wieder auf der untersten Sprosse.

Hier fand die Mutter sie. Die war ihr nachgeschlichen: so konnte sie doch die Tochter nicht gehen lassen. Sie brachte ein Töpfchen warme Milch für die Kleine und steckte Mine ein Stück altbackenen Kirmeskuchen in die Tasche. Diese nahm alles mit wehmütigem Dank; das Kind trank glucksend, in langen durstigen Zügen.

Die Mutter weinte. „'s tut mer gar sehre an, Mine, daß de so von uns gehst! Aber der Heintze is jeh gar so arg beese. Daß es ooch so kommen muß, o Jesez, Jesez! Gab ich der nich gesaot: Geh ooch in de Kerchel! Dann wär alles andersch gekommen!“

„Geh ooch in de Kerche und schid fleißig heeme“ — ja, das hatten sie gesagt! Mine erinnerte sich noch ganz genau. Sie schauderte. Schwer stand sie auf. „Wer is die, die da drinne?“ fragte sie und wies mit dem Finger gegen die Stubentür.

Das Gesicht der Mutter erhellte sich. „Das junge Mädcl meenste? Ei, das is ja de Lieschen, dem Marge seine Braut! En schönes Mädcl, en liebes Mädcl! Un en gutten Groschen kriegt se mit. Der Marge macht en Glücke! Der Batter baut ibnen an. Michaeli is de Hochzeit. Du wirst's wohl gesehn haben — es pressiert.“

„Ja,“ sagte Mine tonlos. Und dann ging sie plötzlich, ohne Adieu, ohne der Mutter die Hand zu bieten, zum Hause hinaus

Draußen sah sie nicht mehr zurück — sie hatte ihre Heimat verloren.

24.

Sherbstwind wehte. Fein und eindringlich sprühte Nebel regen nieder. Schon begannen die Schatten der Dämmerung die Ferne zu decken. Zur Linken, im kahlen Acker, klagte ein Brachhuhn, und von der rechten Seite her antwortete ein zweites.

Das Dorf lag längst hinter der einsam Wandernden, Ihre Tränen flossen nicht, sie schludte sie alle hinunter, aber sie brannten innerlich. Ihr Gesicht blieb steinern.

Wie verloren ging sie über die Chaussee, immer weiter, weiter — fremd und allein. Nein, allein nicht, hatte sie nicht ihr Kind?! Sie küßte die vom Regen geseucheten Kinder-wangen. Und doch — wenn das Kind nicht wäre! — —

Noch nie hatte Mine diesen Gedanken gehabt, aber jetzt tauchte er ihr auf, jählings, unabweisbar. Wenn Fridchen nicht wäre! — — ?!

Die Last des Kindes wurde plötzlich für ihre Arme zu schwer; sie ließ sich auf einem Steinhaufen am Chausseerand nieder, zog das Tuch um sich und Fridchen zusammen und saß so regungslos.

Der Wind umwehte sie, küßte immer wieder das Tuch und zerte an dem schottischen Mäntelchen. Mochte er wehen, herbstlich feucht und schaurig! Es war doch alles zu Ende. Eine betäubende Trauer hatte Mine ergriffen, eine lähmende Ratlosigkeit. Nun wußte sie nicht mehr weiter.

Wie fest sie darauf gerechnet hatte, Fridchen bei den Eltern unterzubringen, das merkte sie erst jetzt. Alle Hoff-nung war hin, eine schreckliche Trostlosigkeit um sie her, der Himmel ganz verhangen, kein Lichtstrahl — alles finster.

Anderer Mädchen hatten doch auch schon Kinder gehabt — Mine kannte ihrer mehr als ein halbes Duzend —, wie machten die 's denn?! Und da war eine im Dorf, von der munkelte man, sie hätte ihr Neugeborenes auf die Seite gebracht. Aber bewiesen hatte es ihr keiner; sie hatte jetzt einen wohlhabenden Bauern zum Mann, es ging ihr gut.

Nur sie, sie allein wußte sich keinen Rat. Keine Hilfe. Sie stöhnte und murmelte dumpf vor sich hin. Das Kind loslassend, warf sie mit einer verzweifelten Geberde die Arme in die Höhe und reckte sie in die Luft.

Wohin denn — wohin denn?!

„Trag's Mädcl nur hin, wo de's hergeholt hast,“ hatte der Vater gesagt. Ein Schauer überlief Mine, wenn sie an die Stube in der Colonnenstraße dachte, an die verdorbene Luft, an die fremde Frau, an den Schmutz. Und da sollte ihr kleines Mädcl verkommen? Wäre es ihm nicht tausendmal besser, es wäre tot?!

Tot — tot — — ! Sie vertiefte sich in diesen Ge-danken.

Ein fortwährendes Zittern lief ihr über den Körper — oh, daß sie so etwas nur denken konnte!

Sie preßte das Kind an sich und hatte augenblicklich doch gar keine Liebe zu ihm. Ihr Herz war tot. Es lag in ihrer Brust wie ein harter, kalter Stein. Sie empfand auch keinen Born gegen die Ihren; Vater, Mutter, Geschwister, sie hießen so, aber sie waren es nicht. Ganz gleichgültig, fremd wie die Fremdesten waren sie ihr mit einem Male.

Ihre Not war zu groß; sie fühlte nichts mehr.

Sie hörte es auch nicht, daß Fridchen vor Unbehagen leise wimmerte. Das rote Ohrenmüßchen hatte sich ver-schoben, das schottische Mäntelchen blähte sich im Wind und ließ die kleinen Beine frei, ein Schühchen war auch verloren gegangen. Mine sah alles nicht. Mechanisch erhob sie sich, mechanisch ging sie weiter.

Ihr Kleid streifte durch Rässe; Sand und Lehm hingen sich daran. Ohne Zweck, ohne Ziel lief sie in den dämmernden Abend hinein; schwarze Vögel schossen über sie hin, krächzten mißtönend und begleiteten mit schwer flatterndem Bidzack-flug ihren irren Gang.

Sie hatte den guten Weg verloren, längst war sie von der höhergelegenen Chaussee abgekommen. Nun patßte sie in den Niederungen, die sich seitab, zwischen Wald und Acker, vertiefen. Hier war es immer feucht; im Sommer quakten hier die Frösche und stolzierten die Störche.

Da lag ein Lümpel, dort ein Lümpel — stille, umbuschte

Wasserlächen, die keinen Grund zu haben scheinen, deren grün überhangener Spiegel den Himmel nicht zurückstrahlt.

Jetzt war das Wasser schwarz. Mine stand an seinem Rand, hielt sich mit einer Hand am Weidengebüsch und starrte und starrte.

Das moorige Erdreich unter ihrem Fuß gab nach und bröckelte ab, mit einem leisen Klucksen wurde es verschluckt von der dunklen Lache. Nur eine Blase zeigte sich noch auf der Oberfläche — dann nichts mehr. Kein Laut. Immer gleich schwarz, gleich undurchdringlich.

Immer weiter beugte sich Mine vor mit einer gierig spähenen Neugier. Auch ihre Gestalt spiegelte sich nicht wieder. Was man da hineinwarf, das — war weg.

Sie sah sich um. Alles leer. Nichts auf der Welt, als sie und dieses Kind. Dieses arme Kind!

Ihre irren Blicke richteten sich wieder auf den Tümpel. Immer irrer, immer wirrer.

Mit einem gellen Schrei warf sie den Kopf hintenüber, daß ihr der Hut herabglitt und der Wind ungehindert mit ihren Haaren spielte. Er peitschte ihr die feuchten Strähnen ins Gesicht.

Jetzt kniff sie fest die Augen zu. Ihre Nasenflügel blähten sich, sie biß die Zähne aufeinander — mit beiden Armen hob sie das Kind in die Höhe — da, ein Rascheln!

Zusammenschredend fuhr sie herum.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus dem Tagebuch einer Schauspielerin.\*)

Ich habe schon manches erlebt, was mir vordem unmöglich schien, aber die Ereignisse dieses Winters verdienen der Nachwelt überliefert zu werden, sei es auch nur, um mir selbst — falls mir auf meine alten Tage dieses Buch wieder in die Hände fällt — einige Erinnerungen zu verschaffen, die bis dahin hoffentlich komisch wirken, heute allerdings noch recht trübe sind.

Aus den Trümmern der R.schen Teilungsschmiede mich loszureißen, ergriff ich schweren Herzens die Gelegenheit zu einem Abschluß zu dem mit Recht so berühmten Herrn Eduard Meyer. Obgleich ich persönlich bei flüchtigem Kennenlernen ihm nur Gutes nachsagen konnte, wußte ich doch vom Hörensagen zu viel, um nicht trotzdem mißtrauisch zu sein. Aber Not lehrt beten; ich mußte ergreifen, was sich gerade bot. Hunger tut weh! Mit bangen Erwartungen reiste ich also nach Ebdenthal, wo ich teilweise ziemlich angenehm enttäuscht wurde. Direktor Meyer zahlte uns die erste Gage sogar zwei Tage früher aus! Ach, nur das eine Mal, denn später suchte er durch allerhand Machinationen seine Zahlungsunfähigkeit zu vertuschen. Einem Herrn, der 80 M. Monatsgage hatte, zog er auf einmal 16 M. für Strafen ab. Der betreffende Kollege ging aufs Amtsgericht, wo ein Vergleich zustande kam. Grund zum Strafen lag ja vor, aber bei 80 M. Gage 16 M. Strafe, die Direktor Meyer natürlich wieder in seine eigene Tasche senkte, das ist doch ein bißchen happig. Zudem verschob Direktor Meyer die Gagezahlung auf 4 Tage nach dem Ersten, und wir hatten alle nichts zu essen!

Am 16. Januar ging der Souffleur durch, der Mann der ersten Liebhaberin. Weder seine Frau noch irgend jemand hatte eine Ahnung davon. Als die Frau seinen Abschiedszettel zu Hause vorfand, lief sie damit in ihrer Ratlosigkeit sofort zum Direktor. Da ihr Mann ein miserabler Souffleur war, zudem noch ein ewig unzufriedener Mensch und, last not least, in Anbetracht der Gagenersparnis, versprach er der Frau, es solle alles gut sein, er würde nichts gegen ihren Mann unternehmen. Am darauffolgenden Ersten aber verschob er die Gagezahlung wieder um drei Tage, dann nochmals um einen Tag, und schließlich bis zum fünften Tag, dem der Ueberfiedlung, „weil er eine Störung der Vorstellung zu befürchten hätte“.

Bis auf den vorgenannten Kollegen und die Frau erhielten wir unser Geld. Als die Lehrere am Tage der Abreise ihr Geld haben will, vertweigert er es ihr mit der Erklärung, er rechne es sich als Konventionalstrafe an für ihren Mann. Also mußte das arme Geschöpf sich 2½ Wochen umsonst quälen. Sie ging ebenfalls aufs Gericht.

27. 3.

Die Saison, die mit viel Emphase und hochtönenden Worten begann, wurde verschmierte bald vollkommen.

Die Ausrüstung der Stücke bestand im Possestehen der Dar-

steller. Bei jeder Pause mußten wir zählen. Bis zwei, bis zehn, manche Pausen erstreckten sich sogar bis 30 und 50. Währenddem wurde eine Denkmälergruppe gebildet; das ganze Stück war eine Siegesallee! — Infolgedessen gelang es uns überall, wo wir hinkamen, das Publikum hinauszu spielen.

Nach der Vorstellung wurde dann ausgeklobelt, welche Komödie am zweifolgenden Abend gegeben werden sollte; dadurch war man gezwungen, die größten Rollen an einem Tage zu lernen und mit einer Probe zu spielen, denn der dazwischenliegende Tag hatte ja seine eigene Probe und Vorstellung. Dazu die vielen Abscheher! Mittags fuhr man weg, und meist kam man erst früh um fünf Uhr zurück. Oft geschah es, daß vormittags eine Komödie ausgeteilt und arrangiert wurde, nach Tisch fuhr man auf Abscheher, in der fünften Morgenstunde kam man heim und mußte im Bett die vormittags ausgeteilte Rolle lernen, weil um zehn Uhr Stückprobe und abends die Vorstellung war.

Dazu hatten wir weiblichen Mitglieder noch zu Hause die Wirtschaft zu versorgen, die Kostüme herzurichten und die Wäsche zu waschen, denn bei den kleinen Gagen war größte Einschränkung geboten. Ich durfte monatlich für alles: Miete, Lebensunterhalt, Heizung, Anschaffungen noch keine 60 M. verbrauchen.

Direktor Meyer verlangte, wir sollten unsere Rollen fliegend auswendig können, der Souffleur müsse ruhig sein. Entstandene Pausen oder waren wir sterblich und schwammen, so wurde er grob. Uns fielen aber vor Ermüdung die Augen zu.

Da er meinte, die Besetzung zweier Rollen mit einem Darsteller sei schmierig, gab er dem Betreffenden drei oder vier.

Die Abscheher fanden sämtlich auf Leiterwagen statt, bis auf zwei per Bahn. In den nach langen Abschehern im Morgenrauschen nach der Heimfahrt gelehrten Stücken gehörten z. B.: „Der Beiermann und sein Pflögelkind“, „Ehrliche Arbeit“, „Schöne Ungarin“ (ich als Sentimentale spielte Frihe Süßmilch), „Liebe kann alles“, „Die Tochter der Hölle“.

Alle Stücke wurden in einem resp. einem halben Tage gelernt. Gnade Gott, wenn sie nicht klappen! Reichten die Mitglieder nicht, so wurden in den betreffenden Komödien die fehlenden Personen entweder rheumatisch oder heißer oder sie starben oder hatten keinen Lohn erhalten.

Die Abscheherorte waren schmachtvoll, nicht zu beschreiben. Wer es nicht selbst gesehen hat, kann sich auch nicht annähernd einen Begriff davon machen. Jede neue „Bühne“ erregte unser Entsetzen, bis wir die nächste sahen. Dagegen war dann die vorhergehende hofftheaterfähig.

In . . . Hof bestand die Szene aus einem dunklen Loch. Von der niedrigen Dede hing eine dürftige Petroleumlampe, um die wir mit unseren Köpfen im Kreise herumbalanzierten, um nicht anzustoßen. Die Dekoration so schmierig, daß man dran kleben blieb. Die Garderobe ein furchtbar überliegendes Schlafburschenzimmer, in dem wir uns notdürftig alle an einem kleinen Tischchen mit einem Stuhl bei Kerzen anzogen, die wir für unser Geld kaufen mußten. In vier Abscheherorten kostümierten wir uns in einem Privatzimmer und gingen dann geschminkt im Gänsemarsch durchs Publikum. Manchmal gab es überhaupt keinen Ankleideraum. Wir zogen uns, Männlein und Weiblein, auf der Bühne an. In . . . Stadt sah die Bühne aus, als ob jemand ein Tablett in die Luft hielt.

Waren wir schon alle mehr oder minder krank durch dieses ewige auf der Landstraße liegen bei der fürchterlichen Kälte und das Probieren und Spielen in den kalten Räumen, und somit auch unser Humor und unsere Geduld schon mehr als einmal dem Reigen nahe gewesen — hier wurde alles bisher Erlebte überboten. Man stelle sich vor. Auf Sägeböden waren Bretter gelegt, die die Welt bedeuteten.

Diese war aber nicht bis an die Wand gebaut, weil da eine Tür mit Treppe sich befand. Wenn man also nicht hinüberpurzeln wollte, durfte man nicht am Rande stehen. Vorn und hinten war rechts und links je eine Latte hochgestellt, die zum Halten des „Prospektes“ und des „Vorhanges“ dienten. Letzterer war ein alter, ehemals roter Wachstuchlappen. Der Prospekt bestand aus drei Pferdebeden, die in Zwischenräumen an Windsäden in der Luft baumelten. Kulissen gab's nicht. Als „Dede“ dienten dicke, grüne Papierrüschen, die vom Vordierfest übrigblieben. Die Sägeböden waren mit Scheuertüchern verhängt.

Im Lokal, war, als wir unsere Sachen auspackten, eine Temperatur von 4 Grad unter Null. Die Fenster did zugefroren. Wir hielten die Hände über unsere Kerzen, beßten vor Kälte und fühlten uns todelend; schließlich erklärten wir, nicht spielen zu wollen. Aber das — in diesem Falle traurige Pflichtgefühl siegte, unter Tränen und Verwünschungen machten wir uns zurecht. Wir wollten unsere Entlassung nehmen, aber woher Engagement bekommen, mitten im Winter? Wozu treibt uns nicht die Not?!

Und nun die Vorstellung. Das Publikum in dicken Schafspelzen, mit Groggläsern in der Hand, wir im ausgeschnittenen Nullkleid!

Der Vorhang hing in Schnüren; sobald man versuchte, ihn aufzuziehen, fiel er aus den Schlingen. Hatte man ihn glücklich halb hoch, plumps, lag er wieder unten. Dies Wandern wiederholte sich ungelogen ein Duzendmal.

Bei jedem Purzler erscholl unter dem Bauernauditorium ein Gejohle und Gejuchze. Endlich war er dreiviertel oben, zu mehr ließ er sich nicht herbei.

Nun sollte es beginnen.

\*) Wie entnehmen diese Schilderungen aus der Tiefe des Schauspielerelebens einer Darstellung der deutschen und österreichischen Theaterzustände, die demnächst im Verlage von G. Birk u. Co. in München erscheinen wird. („Hinter den Kulissen“, Enthüllungen aus dem Bühnenleben von Arno Hoffmann. Preis 1 M.)

Ich hatte den ersten Satz. Mitten drin machte der rote Lappen manchmal einen Fallversuch, darauf erneutes Gallo, und ich von der Bühne. Große Pause. Keiner wollte mehr raus. Schließlich ging der Komiker nach vielem Zureden auf die Szene, ich ebenfalls; wir spielten mühselig weiter, ich die bittersten Tränen vergießend, vor Seufzern kaum reden lönnend. Mühselig ging der erste Akt zu Ende. Da der Vorhang tief hinunterhing, konnte man unsere Köpfe nicht sehen, wir sprachen unsichtbar von oben, wie die Stimme des Herrn im „Faust“. Als der Jammergehen zum zweiten Akt hochgehen sollte, wiederholte sich das Manöver wie vorher unter den Beifallsstürmen des Volkes. Schließlich stellt unser Inspektor, eine arme Jammergestalt, einen Stuhl vorn in die Mitte und rollt den Vorhang mit den Händen auf. Glücklich hat er ihn oben, schwabb, purzelt er wieder runter. Beifallsjaube erster Güte! Nun erklärten wir, auf keinen Fall weiterspielen zu wollen. Der Regisseur, vollkommen mit uns einig, teilte es dem Publikum mit. Ein Herr stand a tempo auf, sagte, wir hätten vollkommen recht, die meisten stimmten bei, die Leute tranken ihren Srog aus, ließen sich ihr Geld zurückgeben und setzten sich unten ins warme Wirtshaus. Wir heullien noch einen Strehmel, die Herzen fluchten, dann krochen wir in den Leiterwagen und ratterten im Winterfrost heim.

Von Sch. aus machten wir 19 Abstecker, davon 17 per Leiterwagen. Manche waren 20 bis 22 Kilometer weit und der nach Burgdorf sogar 32 Kilometer.

Kein Tier wird so mißhandelt, wie wir es wurden!

Josefsthal, 4. Januar.

Nun bin ich hier bei Direktor Adolf Schulz.

Ein durchaus roeller Mensch, ein vorzüglicher Regisseur, ein guter Schauspieler, aber ein armer Mann.

Wie kann solchen Leuten ohne all und jedes Besitztum das Recht zuerteilt werden, die Existenz so vieler auf sich zu laden?!

Wir sitzen nun schon den ganzen Winter im Dalles. Anfangs gab's noch Geld, aber schon seit 2 1/2 Monaten hilft man sich so Kleinweise durch. Da unser Frachtgut zum drittenmal als Mietspfand zurückblieb, leihen wir uns gegenseitig die paar Sachen, die wir bei uns haben, aber nun darf kein anderes Stück mehr herauskommen. Am Sonntag sollen wir die „Lustige Witwe“ spielen, wie wir gehn und stehn. Der Gesang ist herausgestrichen bis auf fünf Nummern. Die Valencienne verführt den Rossillon, in den Pavillion zu gehen, weil es ihm an Stimme mangelt, und die lustige Witwe singt für ihn die Aufklärung: „Wie eine Rosenknope“.

Ich bin schon ganz apathisch. Infolge der nie endenden Sorgen und der Ueberanstrengung bin ich nahe daran, umzufallen. Durch die paar Tage Ruhe hier tritt bei mir ein Rückschlag ein; ich fiebere zumeist, mein Körper ist wie aufgequollen, dazu Blutleere im Gehirn und entsetzliche Schwäche. Ich bleibe möglichst viel im Bett, nur nicht immer, um nicht nachts zuviel wach liegen zu müssen und nicht die Ueberzeugung zu gewinnen, ich sei wirklich krank. Den Luxus einer Krankheit darf ich mir nicht gestatten.

11. Januar.

Vorgestern war Abstecker nach Saarburg. Drei Kollegen und ich fuhren gestern früh schon mit dem ersten Zug zurück. Der Weg vom Hotel zur Bahn war schrecklich. Es hatte schon mehrere Tage fast ununterbrochen geschneit und gerade in dieser Nacht so arg, daß der Schnee meterhoch lag. Früh 1/27 Uhr war natürlich in dieser Residenz noch kein Weg geebnet, hier wird es meist ewigem Tauwetter überlassen, die Straßen gangbar zu machen. Wir armen Würmer watenen durch den Schnee bis an die Knie. Klatschenab kamen wir auf dem Bahnhof an, was Warmes zu trinken gab's da noch nicht, das Kupee — standesgemäß vierter Klasse — war auch eiskalt, dann hier nochmal derselbe schreckliche Weg, von der Bahn zur Stadt — wir waren alle hundeelend.

Ich besitze noch 2 Pfennig in bar!

Der Direktor hat auch kein Geld.

Aber Montag soll endlich unser Frachtgut kommen.

12. Januar.

Hier ist ein altes Ehepaar engagiert, er 65, sie 68 Jahre, nette, saubere Leute, die wohl bessere Zeiten sahen. Das Herz blutet einem, wenn man sieht, wie das weißhaarige, dünne Weibchen frisch und lebenslustig auf der Bühne umherspringt. Sie spielt bald komische Alte, dann — humoristische Väter und als jugendlicher Komiker ist sie von bewundernswürdiger Ausgelassenheit. Ihr Mann muß früher auch mal gut gewesen sein, jetzt ist er verschmiert. Er erzählt, daß er sonst oft selbst Direktion hatte. Jedes Frühjahr reiste er nach Berlin, dort kannte er die richtigen Quellen, wo er erfolgreich Kollekte machen konnte. Wenn er dann mit einer Reihe dezentiger Besuche seine 100 bis 120 M. gesammelt hatte, fing er wieder aufs neue Direktion an.

Dann hungerte bei uns ein ehemaliger Landstreicher herum, der die Liebhaber spielte.

Ein anderer, auch einer von der Walze, wurde aus Mitleid dabehalten. Ich hatte ihm erst 50 Pf. geschenkt, damit er sich was zu essen kaufen konnte, dafür machte er mir am nächsten Tage einen Heiratsantrag. Als er nach einer Woche durchbrannte, wurde er gleich darauf von Gotha aus stechbriefflich verfolgt.

Meinen Wirtshausleuten helfe ich tüchtig im Haushalt mit. Sie haben einen Gasthof und Landwirtschaft. Da gibt es von früh an ordentlich zu tun. Meine Gesamteinnahme in den letzten sechs Wochen betrug bar 36,07 M., davon 27,49 M. auf meinen Teil;

die übrigen 8,58 M. verdiente ich mir zu, indem ich Lampen putzte, Saal und Bühne fegte und für die Wirtin Strümpfe strickte.

15. Januar.

Heute kamen unsere Sachen. Höchste Zeit! Ich hatte kein anständiges Kleid und keinen heißen Stiefel mehr.

20. Januar.

Wir haben wieder eine fünf-tägige Kunstreise hinter uns, morgen geht's wieder heim in unser Notstandsquartier, wo das Elend inzwischen auf uns gewartet hat.

## Neue Erzählungsliteratur:

**German Sudermann: „Das hohe Lied“.** Roman (Verlag Cotta, Stuttgart.) Schon jenseits der Mittagshöhe seines Lebens und seines Ruhmes, schickt German Sudermann noch einmal einen Roman in die Welt. Ein Leben von 15 Jahren liegt zwischen seinen letzten erzählenden Büchern und dieser neuen Geschichte. Eine lange Zeit, um den Weg zu sich selber zu finden. Sudermann wird den Gewinn dieses Lebens wie eine reife Frucht vom Baume brechen und sie uns bieten. Wir werden die Summe einer Bestandschauung, stille Herzensworte, das Klingen eines friedlichen Feierabendglöckchens hören — das alles erwarteten wir. Oder erwarteten wir es nicht von diesem Salonsfeuerwerker, der die Leute wohl heiß machte, aber sie niemals warm werden ließ? Seelenwärme, Mittelpunkt! Ein starkes, erlämpfendes Ethos! Die Verklärtheit des Alters! Vielleicht ist doch dies alles und ein Stück Ich in den neuen Roman hinübergestossen...? Ach nein, Sudermann ist der große Paulensschläger, der spekulative Theatraliker geblieben. Auch dieses „Hohe Lied“ ist auf kaltem Wege hergestellt. Es ist trotz seiner ausschweifenden Phantastie, trotz der Fülle der Begebenheiten, trotz des glänzenden Effektsills ein leeres Buch. Und es ist ein armes Buch trotz der verschmenderischen Begabung des Autors. Wiederum ist in dem breitgepinselten Unsitzenbilde ein Sodom aufgesetzt. Lilly Czepanel hat von ihrem kederlichen Vater, einem anrüchigen davongelaufenen Talschläger, die Partitur eines Dratoriums hinterlassen bekommen: das „Hohe Lied“. Es wird für sie zum Talskamm, wenn die Verführungen der sündhaften Welt an sie herantreten. Aber das Symbol der Reinheit ist doch nicht stark genug, Lilly vor Verderbnis und Schmutz zu schützen, und so sinkt sie, trotz gut veranlagtem, und wie Sudermann uns glauben machen will, adeligen Wesen, von Stufe zu Stufe. Der Mann allein ist nach Sudermann der Verderber dieser Lilly. Immer wieder taucht sie, verlockt von diesem Satanas, in Gemeinheit und Schlamm unter, und immer wieder hört sie dazwischen das „Hohe Lied“ erklingen, skafeldoskopisch wechseln Abenteuer und Gefühle dieses Geschöpfes, das wir tragisch nehmen sollen und das doch, entblößt von dem Sudermannschen Theatermantel, nicht mehr als eine vom Tugend ist. Mit einer reichen Heirat ist das angeblühte Martyrium der Lilly Czepanel und das Buch zu Ende. Keine Szene wirkt echt, alles ist höfliche Romanhaftigkeit. Die Eier nach dem Effekt spricht aus jeder Zeile, jedes Kapitel ein Reiser, die Menschen nur von der Wahrheit der Minute, sonst Experimentalfiguren. In der Milieu-schilderung allerdings stößt man wieder auf Sudermanns bewährte Meisterschaft — die Nachtseiten des Großstadtlebens steigen orgiastisch auf. Die Menschenschilderung jedoch ist schwülstlichster Plakatsstil und hier wie dort Grothil als Selbstzweck, obwohl mit raffinierter Gefühlslichkeit die Maske des Moralisten vorgekommen ist. Man verfolge nur die Analyse dieser Lilly. Ihr besseres Teil lebt einzig in Sudermanns Wortgepränge. Sudermann steht das Weib nur gefühllos. Der Gedanke, daß es einen weit wirksameren Talskamm für Korruption gibt, als die „Hohe Lied“-Partitur, nämlich Arbeit und Charakter, kommt ihm gar nicht. Nein, Herr Sudermann, Ihre Tragik ist Farce. Wir wissen besseres vom Weib, vom Leben, vom Menschen. Sie haben, wie Ihre Adah in dem anderen Sodom, nur die Klären der Leidenschaft und sind innerlich kalt wie ein Hundeschwänzen. Alle Ihre Helden aus dem Bereich der Defizienz haben das Erlösungs- und Schutzwort: Arbeit nie gekannt. So mögen sie getrost untergehen. Ihr Buch ist mißraten. Sie wissen wohl, daß es auch „hunderbott mißratene“ Bücher gibt. Aber zu dieser innerlich christlichen Gattung gehört Ihr „Hohes Lied“ der Lebensfälschung nicht. Es ist ohne die „göttlichen Vorzüge“ des Zreunden, ohne Vertiefung, es ist Blendwerk, Erfindung ohne Empfindung, Theatercoup. Sie waren niemals ein Verdender, Sie sind immer ein fertiger gewesen. Und darum sind wir auch mit Ihnen, Meister hypnotischer Griffe, schon lange fertig.

**Gerhart Hauptmann: „Griechischer Frühling“.** (Verlag S. Fischer, Berlin.) Auch dieser Dramatiker kommt mit einem epischen Buch. Es ist ein Bericht seiner Reise durch Griechenland. Es ist schwer zu entscheiden, was in diesen Aufzeichnungen uns deutlicher entgegentritt: das attische Land oder der Künstler und der Mensch Hauptmann. Denn wir sehen hinter den Schilderungen ein Stück der sehnenenden Dichterseele, hinter den brückerenden Blättern des „Hohen Liedes“ sahen wir höchstens den schön gepflegten Bart Sudermanns. Eine echte Pilgerfahrt zu Hellas Göttern und Helden wurde Hauptmanns peloponnesische Raft. Der griechische Mythos

wird ihm lebendig, er sieht ihn nicht mit den verdorrten Sinnen akademischer Wissenschaftlichkeit, die Sonne Homers lacht ihm hernieder und zaubert wirklich einen griechischen Frühling in sein Herz. Ein Brausen ist in ihm, ein Rausch der Antike. Mit jedem Atzuge trinkt er Vergangenheit, grüßt den totgesagten Pan, wandelt auf den Spuren des Odysseus und der Hirten. Das alte Urbäter-Hirtendrama rumort in seiner Seele. Der Hirtenberuf, der alle Kräfte visionärer Träumerei begünstigt, scheint ihm die beste Nahrungsquelle für den metaphysischen Keim in Menschen. Und auch der metaphysische Keim in der Seele Hauptmanns fängt zu blühen an: die hellenische Bezauberung ist über ihn gekommen. Er geht durch das Elend, den Schmutz und Staub des heutigen Griechenlands in beständiger Feierlichkeit dahin, verloren und verfunken in Hells Götterwelt. Das innere Erleben wird ihm zur Wirklichkeit, die Kraft der Phantasie, die Stärke der Empfindung macht ihn zeitlos. Er vergißt das Heute und schwelgt in seliger Beglückung in der Vergangenheit. Überall brachen ihm Quellen auf, er ist umrauscht von kaskadischen Wassern, die Steine, die Felsen reden zu ihm. Alles ruft: Dionysos! Dionysos bedeutet ihm der Wille zum Leben. Nachdentliche Randglossen, z. B. bei dem delphischen Stabion (Spielplatz) zeigen Hauptmann in seiner Ansicht über Kultur als Niesische Verwandten. Wie dieser sieht er in den Griechen das erste Kulturereignis der Geschichte, weil ihre Kultur an der rechten Stelle begann. Nicht an der Seele, am Geist, sondern zuerst am Leibe. Und dieser wundervolle Leibeslust und Lebenslust mit seiner Freudigkeit, seiner Lust, seiner blühenden Kraft und Schönheit ist das Dionysische, dem seine Sehnsucht gilt. Aber neben diesen Manifestationen einer dionysischen Trunkenheit wachsen in dem Buche auch die Konturen des entgötterten gegenwärtigen Griechenlands anschaulich auf. So dient es auch nüchternen Herzen als verlässlicher Führer durch das spartanische Land am jonischen Meer, das Land der Gräberstadt, der Akropolis und der Hammelherden.

Mag Durcharb: „Die Insel der Seligen“, Roman. (Verlag S. Fischer, Berlin). Bevor man zu dieser Insel der Seligen vordringt — es ist eine Kolonie deportierter Verbrecher — wird dem Leser vom Autor die Bestialität der Todesstrafe an einem Fall vor Augen geführt. Also ein Tendenzroman. Der Fall ist konstruiert, aber das Publikum wird damit in Atem gehalten. Tendenzromane sind fast immer unkünstlerisch und fanatisch dazu, hier aber ist die Tendenz ästhetisch gebändig, der Verfasser bleibt objektiv. Er zeigt eine fingerfertige Hand, und seine juristische Beschlagenheit gibt der Sache einen realen Untergrund. Die Absicht, vor der schauerlichen Nobelt der Todesstrafe, insbesondere des Justizmordes, beim Publikum ein Grauen zu erregen, ist ihm vollständig gegliedert und mit einem orginellen Einfall befreit er dann seine Leser wieder vom Damm der mörderischen Kriminalistik. Er fügt einen Briefwechsel zwischen sich, dem Autor, und seinem zum Tode verurteilten Buchhelden ein, indem er quasi als Entschuldigung seiner Geschichte mit dem leisen Hintertreppentolorit seine Beweggründe offenbart und sein im Roman gebrauchtes Dyster als Exempelfigur hinstellt. Darauf zeigt er in einer grotesk-phantastischen Schilderung einer Strafkolonie, wie dennoch die Todesstrafe zur Notwendigkeit werden kann. Aber nicht auf Grund der Paragrafen. Mit einer Auslese der Schädlinge des Gemeinwesens wird dort kurzer Prozeß gemacht. Das Buch regt viele soziale Gedanken an, obwohl es grobe Mittel nicht verschmäht. Ein bißchen Kriminalstatistik wirkt ja immer prickelnd auf die Nerven und ein bißchen Wiener Volksleben gibt immer unterhaltsamen Stoff. Aber es trifft bei allem romantischen Aufputz eine dunkle Stelle unserer Gesetzesordnung.

Ludwig Findch: „Rapunzel“. (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.) Wie anders die seligen Inseln des neuen schwäbischen Dichterkreises! Weit hinter ihm in wesenlosem Scheine liegt jede Tendenz, wir treten ein in das Reich der Zufriedenheit. Das Leben ist Idyll, Blumenblühen, Vogelsang und die Träne fließt immer aus genügsam frommen Herzen. Diese gemüthvollen Dichter des ländlichen Genügens um Hermann Hesse herum wecken die Erinnerung an den Göttinger Hainbund des 18. Jahrhunderts, der unter den heiligen Bäumen eines Eichengrundes die Rückkehr zur Natur beschwor. Heinrich Voh war sein Begründer, und seine Idylle „Louise“ ist ein vollgültiges Dokument für die naive Gefühlswelt dieses Dichterbundes. Freilich unsere neuen schwäbischen Idylliker haben den kleinen Rahmen ihrer heimisch-volkstümlichen Geschichten mit frischem Humor erfüllt, haben ihrer einfach bäuerlichen Welt den Mantel ihrer feinen mit Selt getränkten Wortkunst umgeschlagen, geben die ländliche Enge geweitet, weil sie nicht nur die Natur, sondern auch die Naturkinder liebevoll verinnerlichen und eine arme Begebenheit reich machen durch Herzenswärme und tiefes Miterleben. Unter den Jungromantikern mit dem überquellenden Herzen und der schwärmerischen Naturverliebtheit scheint mir Ludwig Findch aber am nächsten jener Gruppe zu stehen, wo die Empfindung zur Empfindelheit wird, die das Beschränkte allzu sehr vergöttlicht, und namentlich die Sprache gerät des öfteren in die Nähe der Gefühlswirbel, des Gezierten und Ueberzuderten. Auch dieses neue Geschichtchen ist leider stellenweise bedroht von Philistrität, Gefühlzerflossenheit und einem knochenlosen Stil. Dann aber wieder glänzt es frisch und taubepert aus grünen Wiesen, Heimchen summen, Aognäschen werden gepußt, drollige

Wabenstreiche erzählt und darüber hin geht ein Lächeln und ein Weinen voll Güte und Resignation. Aus Kleinem und Kleinstem setzt sich ein Leben zusammen, lebensvoll leuchtend drängt sich Bild auf Bild. Was eigentlich sehen wir? Ein aufgewecktes Dorfblühen, Konrad Vogelwist, seinen Großvater, seine Großmutter und das Ur-ahnele, seinen bastelnden Vater und vor allem seine Mutter. Wahrscheinlich, um der paar Blätter über die Mutter und das Heilige, Gute, Schwere der Mutterschaft willen ist das Buch ein gutes geworden. Goldene Worte, dieses zweite Kapitel über Värbele, die treue, arbeitende, schlichte Mutter, die groß durch ihre Liebe, mit köstlichen Dingen, wie Lächeln, Zimiden, übers Haar streichen, Hofenfliden, Blumen bringen, Fälttern, Fragen und Antworten, ihrem Konrad zur Seite steht. Konrad wird groß in Gesellschaft von Schäfer, Schafen, Ziege und Alpweide, lernt das Uhrenmachen, findet ein Lieb, die Rapunzel, die Schäferentelin, frisch und gesund wie Aderjalat. Und als er erblindet, führt ihn Rapunzel, sein Weib, gut und sicher wetter durchs Leben. Ein Buch für Zufriedene, für stille Leute, reizlose Kost im guten Sinne.

(Schluß folgt.)

## Kleines feuilleton.

### Geographisches.

Eine Brücke zwischen Schottland und Norwegen. Die Verteilung von Wasser und Land auf der Erdoberfläche ist einer dauernden Veränderung unterworfen. An einigen Küsten bringt das Meer vor, von anderen zieht es sich zurück. Dieser Vorgang geschieht allerdings so langsam, daß er vom menschlichen Auge unmittelbar nicht beobachtet, sondern von dem Scharfsinn der Forscher nur aus den Vorgängen längerer Zeit geschloffen werden kann. Jedenfalls hat die Erdoberfläche in früheren Abschnitten der Erdgeschichte wesentlich anders ausgesehen als heute, und es sind auch schon Karten für die verschiedenen Epochen einer weit hinter dem Ursprung des Menschengeschlechts zurückliegenden Vergangenheit versuchsweise gezeichnet worden. So hat man z. B. eine Landverbindung von Indien und Ostafrika vermutet und mit noch mehr Grund eine solche von Australien über den Südpol hinweg nach Südamerika. Man braucht aber nicht so weit zu gehen, sondern findet auch in Europa Anzeichen ähnlicher Verschiebungen von Land und Meer. Ohne Zweifel hat früher zwischen Griechenland und Kleinasien, wo jetzt nur Insel-Schwärme sich erhalten haben, eine Verbindung bestanden, und andere Teile von Südeuropa haben mit dem nördlichen Afrika Zusammenhang gehabt. Außerdem ist aus verschiedenen Gründen der Schluß gezogen worden, daß früher eine Brücke von Schottland über das ganze Gebiet der heutigen Nordsee hinübergeführt hat. Dr. Stejneger hat in der Monatschrift „Nature“ einen neuen Beweis für diese Vermutung beigebracht, den er auf das gemeinsame Vorkommen gewisser Fischarten in den schottischen und norwegischen Flüssen gründet, und zwar insbesondere auf die Verbreitung gewisser Arten der Saiblinge aus der Familie der Lachse. Es ist in der Tat merkwürdig, daß der sogenannte Salveninus alpinus den schottischen und norwegischen Flüssen gemeinsam ist, während er in dem östlichen Skandinavien und ebenso in anderen nordischen Gebieten fehlt.

### Astronomisches.

Die Kometen des Jahres 1909. Soweit die Voraussicht der Astronomen reicht, wird man das Jahr 1909 nicht zu den Kometenjahren rechnen dürfen. Freilich pflegt keine Art von Himmelskörpern den Menschen so große Ueberrassungen zu bereiten, wie die Kometen, die bestwegen auch mit dem bezeichnenden Namen der Waqabunden des Weltraumes belegt worden sind. Die durch diesen Ausdruck gekennzeichnete Unzuverlässigkeit bezieht sich nicht nur auf die Unsicherheit ihrer Wiederkehr, sondern auch auf die Möglichkeit des Auftretens neuer Kometen. So kann es also keineswegs als ausgeschlossen gelten, daß sich ein bisher noch niemals in der Nähe der Erde gesehener Komet, der übermächtigen Anziehung der Sonne folgend, in unserer Weltwinkel verirrt und dadurch vielleicht zu einem regelmäßig wiederkehrenden Gast der Sonne und ihres Planetensystems wird. Die Berechnung der Astronomen kann sich selbstverständlich nur auf die sogenannten periodischen Kometen erstrecken, die uns bereits früher einmal oder mehrmals einen Besuch abstatteten und den mathematischen Berechnungen der Gelehrten die Möglichkeit gegeben haben, die Gestalt, Länge und die Zeitdauer ihrer Bahn genauer zu bestimmen. An solchen periodischen Kometen wird aber das Jahr 1909 auffallend arm sein. Der berühmte Halleysche Komet wird vielleicht schon in diesem Jahre wieder entdeckt werden, aber er erreicht seine größte Sonnennähe erst im Jahr 1910 und wird daher von den Himmelsforschern für dies Jahr noch nicht mitgezählt. Außerdem ist der einzige Komet mit kurzer Umlaufzeit, der noch zur Beobachtung kommen könnte, der Haarstern, der im Jahre 1868 von Binnede entdeckt und nach ihm benannt wurde. Er ist, wie inzwischen nachgewiesen wurde, mit dem Kometen von Pons aus dem Jahre 1819 identisch. Seine Umlaufzeit beträgt etwa  $5\frac{1}{2}$  Jahre.